

L: Apg 22, 30; 23, 6-11

Ev: Joh 17, 20-26

HERRLICHKEIT UND EINHEIT

„Alle sollen eins sein...“ ja alle sollen „vollendet sein in der Einheit, damit die Welt erkennt, dass Du mich gesandt hast...“ Wir hören jedes Jahr kurz vor Pfingsten diese Worte aus dem großen Gebet Jesu für die Jünger. Sie machen uns jedes Jahr nachdenklich. Hat nicht Jesus den Jüngern gesagt: „Bittet und es wird euch gegeben...?“ Diese Bitte Jesu, die er im Gebet ausdrückt, ist bis heute nicht erfüllt. Wir Christen sind nicht eins. Einheit gab es vielleicht ganz am Anfang, während der Zeit des Honeymoons sozusagen, kurz nach dem Pfingstereignis. Zumindest wird uns das so in der Apostelgeschichte beschrieben. „Alle waren ein Herz und eine Seele“ heißt es da sogar. Lange hat das nicht gehalten. Bald werden uns auch in den Texten über die Anfänge der Kirche Streitereien und Spaltungen vor Augen geführt. Es ist also nicht so leicht, die Einheit zu finden, zu leben und zu wahren. Aber warum ist das so?

In diesem Jahr haben wir ja einen besonderen Anlass, über dieses Thema nachzudenken. Feiern wir doch heuer auch, dass vor 1700 Jahren das erste ökumenische Konzil in Nizäa abgehalten wurde. Zu diesem Konzil hat eigentlich kein Papst (den Titel gab es damals in der Kirche noch gar nicht) und kein Bischof eingeladen, sondern ein zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht getaufter römischer Kaiser. Es war Kaiser Konstantin, der für die Kirche die große Wende gebracht hat. Nach zweieinhalb Jahrhunderten der immer wieder aufflackernden Christenverfolgungen im römischen Reich hat Kaiser Konstantin das Christentum zur erlaubten Religion erklärt. Mehr noch, er hat sich von dieser jungen Kirche wichtige einende Impulse für sein Riesenreich erhofft. Doch kaum waren die Verfolgungen beendet, kamen die zahlreichen internen Glaubenskonflikte ans Licht, und es zeigte sich, dass die Christen ein streitlustiger Haufen war. Kaiser Konstantin hat die Bischöfe zusammengerufen, damit sie endlich eine gemeinsame Glaubensformel, ein Glaubensbekenntnis – also eine Sammlung von Glaubenssätzen – definieren, dem alle zustimmen können bzw. dem dann alle zustimmen müssen. Ja, und so eine Glaubensformel haben die Bischöfe dann tatsächlich auf den Weg gebracht, eine Formel, die bis heute in der Kirche Gültigkeit hat und immer noch jeden Sonntag - wenigstens in ihrer Kurzform - gesprochen wird. Nur: Die Einheit hat das nicht gebracht. Es wurde freilich weitergestritten, die „verpflichtende“ Glaubensformel wurde zum Werkzeug für den Ausschluss – und z.T. sogar zur Verfolgung derer, die diesen Sätzen nicht zustimmen konnten oder wollten.

Je mehr Glaubenssätze bzw. Dogmen man formuliert und in Katechismen zusammengetragen und vorgeschrieben hat, desto weiter gingen die Spaltungen. Heute, nach 1700 Jahren, müssen wir uns eingestehen: Von Menschen formulierte Glaubensformeln, und seien sie noch so edel, bringen keine Einheit. Man kann den „Glauben“ nicht festschreiben, denn Glaube ist eine Beziehung. Glaube ist ein Weg, eine Dynamik.

Ursprünglich war das in der Zeit des Alten Bundes noch klar. Gott kann man nicht festhalten und man kann das Wesen Gottes nicht definieren. Es gibt keine Sätze, die ihn fassen könnten, keine Begriffe, die für ihn passen. Gott erkennt man nur an seinem Wirken in der Geschichte. Man kann nur den „Rücken“ Gottes schauen, also den, der vorübergeht. Man kann sein Wirken dann bezeugen. Aber Gott bleibt allen Begriffen und Formeln gegenüber unfassbar. Wer versucht, Gott „in Form“ zu bringen, erzeugt unweigerlich einen Götzen. Und schon beginnen die Glaubenskämpfe.

Heute hoffen viele, dass Papst Leo XIV. als Brückenbauer zur Einheit unter den Christen beiträgt. Es wird auch ihm nicht gelingen, indem er neue, bessere Sätze vorlegt oder den Katechismus überarbeiten lässt. Die Einheit gelingt nur, wo Menschen in die persönliche Beziehung zu Gott eintreten und einander bezeugen, wie sie ihn erfahren haben. Unsere Geschichten mit Gott werden unterschiedlich sein, aber indem wir sie uns erzählen, werden wir in den Lobpreis Gottes finden.

Ob jemand wirklich eine Gotteserfahrung gemacht hat, oder nur gescheit und vielleicht fromm daherredet, kann man leicht erkennen. Echte Gottesbegegnung macht einen Menschen immer mehr zu einem Liebenden. Sie macht

einen Menschen Jesus ähnlicher. Die Herrlichkeit Gottes wird durch solche Menschen in der Welt aufleuchten und sie werden Zeugen, durch deren Zeugnis-Wort andere zum Glauben an Jesus kommen. So war das ja auch von Jesus gemeint, als er auch für jene gebetet hat, die durch das Wort der Jünger zum Glauben an ihn kommen. Es sind keine Belehrungsworte damit gemeint, sondern Worte, die aus der Freundschaft mit Jesus erfolgen und in diese einladen können.

Der große Irrtum Konstantins - und in der Folge auch vieler Bischöfe bestand darin, den „Glauben“, der ja eigentlich ein Beziehungsweg ist, umzuschmieden zu einer Ansammlung von Sätzen, die – wie es in der klassischen Dogmatisierungsformel heißt – mit „innerer Zustimmung zu glauben sind“. Aber Glauben kann man nicht erzwingen, zum Glauben kann man nicht verpflichten. Wir folgen nicht einem Glaubensbekenntnis, sondern dem lebendigen Gott, der uns durch den Auferstandenen in den Herzen aufgeleuchtet ist. Heute sind wir auf dem Weg dorthin. Schon Papst Franziskus hat gesagt, dass wir, solange wir auf das Ziel hin unterwegs sind, nicht alles in abschließende Sätze gießen können. Es ist nicht unsere Aufgabe, das Wesen Gottes zu definieren, sondern seinem Ruf zu folgen und ihn dabei immer tiefer zu erfahren. Das sagt Jesus auch mit seinem Gebetswort: „Ich habe ihnen deinen Namen kundgetan und ich werde ihn kundtun.“ Gemeinsam werden wir diesen Namen des Vaters erlauschen, einander bekunden und auf dem Weg bleiben. Wenn wir auf diesem Weg immer mehr eins sind, wird die Welt erkennen, dass wir nicht einfach nur je eigenen Ideen folgen, sondern einer Wirklichkeit, die sich auch heute kundtut und gehört werden kann.

P. Dr. Clemens Pilar COp